Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 2 (1908)

Artikel: Krisenperioden
Autor: Heer, Henry
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751130

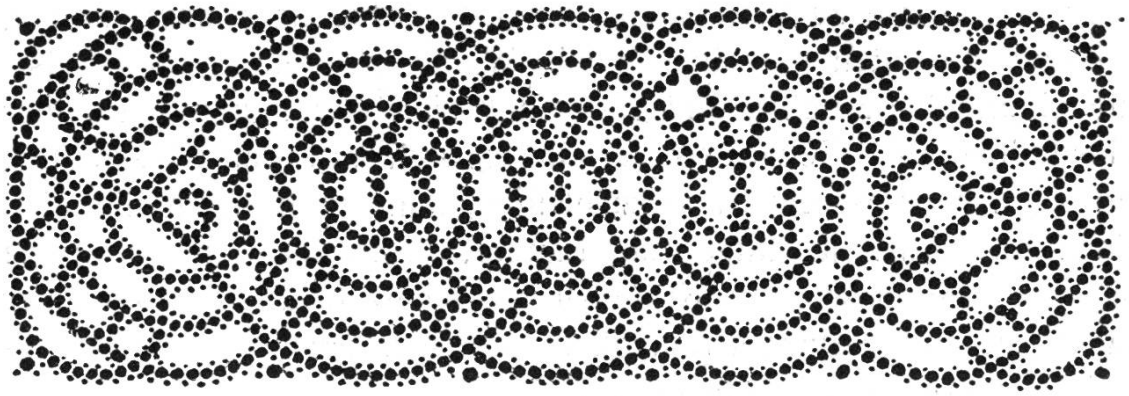
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



KRISENPERIODEN.

Die Unregelmässigkeit, womit industrielle Krisen auftreten und das Unberechenbare ihrer Ursachen sollte ein Grund vorzusorgen mehr sein. A. Schaeffer, W. & L. 17. S. 130.

Man braucht heutzutage nicht als Kaufmann mitten im Strome zu schwimmen, um zu wissen, dass periodisch Krisen auftreten, die für den Unvorsichtigen stets fatale Folgen haben. Wie die Druckverhältnisse in der Atmosphäre wechseln und Regen auf Sonnenschein folgt, so gibt es auch im wirtschaftlichen Leben Schönwetterzeiten, über die plötzlich ein Gewitter hereinbricht. Gäbe es einen Barometer des Geschäftslebens, er könnte uns unschätzbare Dienste leisten. So aussichtslos es auf den ersten Blick scheint, ihn zu suchen, so nahe ist man heute dem Problem auf den Leib gerückt. Wir dürfen sogar sagen, dass wir Geschäftskrisen allgemeiner Art mit grösserer Sicherheit voraussagen können als der Meteorologe seine Wetterstürze. Dazu möchten wir einige Anhaltspunkte geben.

Schon vor einigen Jahren hat sich ein hervorragender französischer Finanzmann, Jacques Siegfried, eingehend mit der Frage befasst. Folgendes sind kurz gefasst die wichtigsten Resultate seiner Arbeit. Nach seiner Überzeugung kann nur durch sorgfältige psychologische Beobachtung das Gewebe von Ursachen und Folgen, das einer Krise zu Grunde liegt, entwirrt werden. Fühlen wir uns körperlich wohl, und ganz besonders in der Jugend, so glauben wir uns ungestraft Anstrengungen und Exzesse zumuten zu dürfen, bis uns eines schönen Tages Krankheit niederwirft, als eine ernste Mahnung, Mass zu halten, die Kräfte zu

sparen, Exzesse zu vermeiden. Ist das Leiden aber überwunden, so sind die guten Vorsätze in alle Winde zerstreut, man vergisst die eindringliche Lehre und versündigt sich von neuem an seiner Gesundheit. — Genau so verhält es sich mit den Geschäften, und, um bei unserem Bilde zu bleiben, kann man gleich hier den Satz aufstellen: Je jünger die Länder, desto leichter lassen sie sich dazu hinreissen, ihre Kräfte zu überschätzen, und desto leichter fallen sie mit Naturnotwendigkeit den sich einstellenden Krankheiten unvorbereitet zum Opfer.

Wenn die Geschäfte sich in normalem Tempo entwickeln und jedermann sein gutes Auskommen hat, stellen sich da und dort neue Bedürfnisse ein. Jedermann, Geschäftsmann und Arbeiter, glaubt es sich schuldig zu sein, seine Lebenshaltung durch etwelche Verbesserungen auf ein höheres Niveau zu bringen. Der Konsum der Fabrik-Erzeugnisse aller Art wird dadurch gesteigert, die industriellen Lager werden verringert und schon denkt man da und dort, um der gesteigerten Nachfrage zu genügen, an Vergrösserungen. Die Baugespanne wachsen aus dem Boden, die allgemeine Tätigkeit wird von Tag zu Tag erregter und schliesslich geradezu fieberhaft. Doch diese Periode des allgemeinen Aufschwungs ist gleichzeitig die Vorbereitung zur Krisis. Schon regt sich die Spekulation. Nicht nur die Waren allein werden infolge gesteigerter Nachfrage immer teurer. Die Bewegung erfasst die gesamte Finanzwelt, und die Papiere der Aktiengesellschaften steigen, vom allgemeinen Aufschwung begünstigt, rapid an der Börse. Die Fieberanzeichen mehren sich; immer neue Krankheitssymptome werden offenbar. Die Finanzepidemie ist da.

Bald überströmt sie die Dämme der geschäftsgewohnten Finanzkreise, um alle Kreise der Bevölkerung mit ihrem Fieber anzustecken. Die Preise werden abnorm hoch. Man fühlt, dass der Kulminationspunkt erreicht ist. Schon zeigt sich ein Zurückgehen der Nachfrage; man wird durch die allzu hohen Preise eingeschüchtert. Die Produktion überschreitet den Konsum; ein Gefühl der Sättigung stellt sich ein. Die Lager häufen sich wieder an. Aber die Industrie, die frühere Erfahrungen bereits vergessen zu haben scheint und noch nicht an das Ende des Aufschwungs glauben will, produziert weiter. Da die Lager sich häufen, braucht man Kredit; der ist aber schon von allen Seiten,

besonders durch die Geschäftsvergrösserungen, in Anspruch genommen. Jetzt genügt eine kleine Erschütterung, ein Tropfen ins volle Gefäss, um es zum Überfliessen zu bringen. Rasch müssen Realisationen vorgenommen werden; aber die Offerten fallen bereits ins Leere. Der Zusammenbruch naht mit Riesenschritten; immer ernster wird die Krisis, man spricht von Krach. Die festesten Fundamente scheinen zu wanken; alles scheint verloren. Die Unvorsichtigen stürzen von der Höhe ihrer Hoffnungen hinab und ziehen viele mit sich, deren Vertrauen sie in die Höhe gebracht hat. Nun muss verkauft werden, zu jedem Preis, und rascher als sie gestiegen, fallen die Werte der Papiere unb Waren. Das ist die Periode der Liquidation. Sie dauert mehr oder weniger lang; je nach der Ausdehnung und Intensität des vorausgegangenen Emporschnellens der Werte. Allein nach und nach trägt die harte Lektion ihre Früchte; die Lehre hat gewirkt, wenigstens momentan. Man macht wieder Ersparnisse, die sich langsam anhäufen. Wer nicht im Momente der Torheiten dem allgemeinen Fieber verfallen war, benutzt jetzt den Tiefstand aller Werte, um Einkäufe zu machen. Das Zutrauen kehrt zurück, und wir stehen wieder am Anfang des Kreislaufes, den wir in Gedanken zurückgelegt haben.

Es ist nun eine ganz eigentümliche Erscheinung, dass es regelmässig neun Jahre zu dauern scheint, bis ein Umlauf dieses Kreises vollendet ist. Dies soll mit Hilfe von Material nachgewiesen werden, das schon im Jahre 1860 ein Franzose, Clément Juglar, über die Krisenperioden in Frankreich, England und den Vereinigten Staaten gesammelt hat. Es ist schade, dass seine Ausführungen gerade in der kommerziellen Welt viel zu wenig bekannt wurden; sie hätte ganz gewiss dazu dienen können, die Krisen abzuschwächen, die in den achtziger und neunziger Jahren über die alte und neue Welt hinweggeflutet sind. Die kommerzielle Welt verwertete eben für ihr Tun und Lassen die geschichtlichen Erfahrungen viel zu wenig, die ihr hätten als Wegweiser dienen können. Und doch wäre ihr nichts von grösserem Vorteil, als wenn sie ihre Tätigkeit mehr als bisher auf wissenschaftlicher Basis aufbaute, unter Zuhilfenahme handelsgeschichtlicher Ereignisse, welche für die Zukunft massgebend sein können. Es kann nicht stark genug betont werden, dass schon früher der

katastrophenartige Verlauf einiger Krisen dadurch hätte vermieden werden können, und dass wir uns daraus treffliche Waffen gegen eine künftige Krisis zu schmieden vermögen.

Viel zu häufig wird die Ursache einer Krisis in gelegentlichen Vorfällen rein äusserlicher Natur gesucht und viel zu oft werden noch die Ursachen mit den Folgen verwechselt. Noch heute glaubt man da und dort in der Gesetzgebung über die Notenzirkulation allein das Vorbeugungsmittel gegen Krisen suchen zu müssen. Das Verhältnis zwischen Barbestand und Banknotenzirkulation gilt aber fälschlich als die Basis, auf der Kalamitäten erwachsen und vermieden werden können. Dieser Irrtum ist alt. Schon die Akte von 1844 von Robert Peel für die Bank von England suchte durch Verbesserungen auf diesem Gebiete künftigen Krisen zu steuern. Aber der Beweis, dass das Mittel ungenügend war, lieferten schon die Krisen von 1847 und 1857, während deren diese Akte aufgehoben werden musste.

Die Hauptrolle spielt eben der Kredit. Das Verhältnis der Banknotenemission zum Metallbestand ist nicht das wesentliche. In allererster Linie muss das Wechselportefeuille, das im engsten Zusammenhang mit dem Kredit steht, reguliert werden, und zwar ebenfalls auf der Basis der Metallreserve. Wenn die Goldreserve im Verhältnis zum Wechselportefeuille stark ist, soll der Kredit durch einen niedern Diskontoansatz begünstigt werden. Sowie aber ein Anwachsen des Wechselportefeuilles infolge spekulativer Engagements (Finanzpapier) konstatiert werden kann, soll auch eine Erhöhung des Diskontosatzes rasch und ohne Zaudern vorgenommen werden. — Durch frühzeitiges Einsetzen der Erhöhungen allein ist es möglich, die Krisen oder wenigstens ihre schlimmsten Konsequenzen auf ein Minimum hinabzudrücken. Bei dieser Gelegenheit darf wohl gesagt werden, dass die Diskonto-Politik der Schweizerischen Nationalbank auf durchaus moderner Basis steht, und es ist sicher anzunehmen, dass durch das Einsetzen ihrer Tätigkeit noch zurzeit des letzten Aufschwungs die ruhige Abwickelung der Übergangsperiode in der Schweiz erleichtert wurde. Auch die Bank von England hat es seit den siebziger Jahren sehr gut verstanden, prompt und energisch in diesem Sinne vorzugehen. Auch die Deutsche Bank hat den Irrtum der Peel-Akte schon früh erkannt, indem sie, anstatt während

der Krisis die Banknotenzirkulation zu reduzieren, diese sogar oft vermehrt hat. Da aber der Überschuss mit einer Steuer belegt ist, so ist die Bank fast automatisch gezwungen, den Diskontosatz zu erhöhen. Man kann also den Satz aufstellen, dass allein durch die Überanspannung des Kredits eine Krisis entsteht, ohne Rücksicht auf die Banknotenzirkulation und deren Verhältnis zum Barbestand. Dieses Ergebnis ist immer bloss das Resultat und nicht der Grund der Übertreibungen, welche die Krisis herbeigeführt haben. Immerhin ist die Feststellung des Verhältnisses zwischen Barreserve und Notenzirkulation wertvoll; sie hilft uns, die Lage klar zu erkennen und liefert wichtiges Material für die Geschichte einer Krisis.

Häufig werden schlechte Ernten als Ursachen einer Krisis angesehen. Gewiss verursacht eine solche einem Lande einen Verlust am Goldbestand; auch benötigt sie Kredite im Ausland, die man sonst nicht gebraucht hätte. Aber eine schlechte Ernte kann nur dann eine Krisis auslösen, wenn die Kreditverhältnisse in solchem Masse gespannt sind, dass es nur eines kleinen Anstosses bedarf, um die Mine zum Springen zu bringen. Das war der Fall in den Jahren 1846 und 1847. Wachsen aber die Getreideimporte zur Zeit normaler Geschäftslage auch abnorm stark, so entsteht deshalb keine Krisis. Beispiel: Frankreich anno 1879 und 1880. Missernten sind immer nur beiläufige, nicht fundamentale Ursachen. Und sie spielen von Tag zu Tag eine immer geringere Rolle, dank der hohen Entwicklung der modernen Verkehrsverhältnisse.

Selbst Kriege haben in den letzten dreissig Jahren auf den Wechsel der fetten und magern Jahre keinen bedeutenden Einfluss ausgeübt. Man hat sogar beobachten können, dass sie fast immer das Signal zu einer Hebung des gesamten Weltverkehrs gaben. Nicht nur der Sieger strebt voller Hoffnung vorwärts; auch der Besiegte sucht schleunigst die erhaltenen Wunden zu heilen.

Man hat auch noch andere Nebenursachen von Krisen feststellen können, so die Entdeckung der kalifornischen Goldfelder gegen 1850 und diejenige des Transvaalgoldschatzes. Auch Epidemien, Revolutionen, Zolltarife mögen da und dort im Spiel gewesen sein; aber nie waren sie Fundamentalursachen. Der

grosse Faktor, von dem die Konjunktur abhängt, ist die Proportion zwischen der Ausdehnung der Geschäfte und dem dadurch bedingten Kredit. Das zeigt uns deutlich ein Rückblick über die Krisen der letzten siebzig Jahre. Dabei können nur solche in Betracht kommen, die allgemeine genannt werden dürfen; also solche, die alle Nationen betrafen oder doch die grösste Zahl derselben. Dabei gehen wir absichtlich nicht auf die neueren Krisen ein, da sie jedermann noch so gegenwärtig sind, dass er die Nutzanwendung darauf selbst finden kann.

* * *

Die grossen Ernten von 1842, 1843 und 1844 brachten eine Entwicklung der Geschäfte mit sich, die beispielsweise für die Bank von England eine Vermehrung der Barreserve von 4 Millionen Pfund Sterling im Jahre 1841 auf über 16 Millionen im Jahre 1845 brachte; der Diskontosatz fiel im Jahre 1843 von 6%, die er während der vorangegangenen Krisis betragen hatte, bis auf 1%. Das waren die fetten Jahre, die Zeit der glücklichsten Spekulation. Ein Wunderbaum wuchs empor: die Eisenbahn. Er wurzelte in den acht bis neun Milliarden Franken, die das Parlament für Eisenbahngründungen bewilligte. Eine lebhafte, allgemeine Hausse setzte ein. Bald war der Glanz nur noch ein äusserlicher; man sah den Krach kommen. Bis Ende 1845 stieg der Diskonto wieder auf 3%. Da kamen 1846 schlechte Nachrichten aus Irland, und als im folgenden Jahr eine Missernte die Weizenpreise auf ungeheure Höhe trieb, sass der zu schwer bepackte Karren fest. Alles bewegliche Kapital war den Eisenbahnen zugeflossen. Der Getreideimport musste aber bezahlt werden. So sank die Barreserve der Staatsbank von 16 auf 14, und im Oktober 1847 gar auf 8 Millionen. Das war der Krach. Zum Unglück verhinderte noch die Peelakte die Bank, gute Papiere zu diskontieren. Daher konnten nicht einmal wertvolle Positionen gerettet werden, und vieles, was hätte erhalten werden sollen, stürzte zusammen. Auch in Frankreich setzten 1847 Schwierigkeiten ein trotz der Glanzperiode der Juliregierung, die den Franzosen den gut befolgten Rat erteilt hatte: Enrichissez-vous! Diese Schwierigkeiten erklären sich nicht durch eine Vorahnung der Revolution, die das nächste Jahr ausbrechen sollte; diese war im

Gegenteil zumteil eine Folge der schlechten geschäftlichen Situation. Und damals rief das Wort Krach noch eine Schrecksuggestion hervor, wie heute eine Erdbebenkatastrophe oder eine Pestepidemie. Es ist jedoch unbestreitbar, dass die Revolution von 1848 die Liquidation der Krisis, die ein Jahr früher eingesetzt hatte, erschwerte.

Als aber im Jahre 1851 das Wechselportefeuille der Banque de France unter 100 Millionen sank und sich wieder in wenigen Jahren eine Goldreserve von 600 Millionen angehäuft hatte, als das Kaiserreich proklamiert wurde und das kalifornische Gold über den Ozean glänzte, war die Krisis vergessen und die Spekulation zu neuem Leben erwacht. Auch der Krimkrieg bedeutete durchaus kein ernstes Hemmnis. Erst im September 1857 — also nach neun Jahren — gaben die Vereinigten Staaten wieder das Signal zum allgemeinen Niedergang. In wenigen Tagen schrecklichster Panik mussten fast alle Banken in New-York ihre Zahlungen einstellen und auch in England musste ein zweitesmal die Peelakte ausser Kraft gesetzt werden; der Diskonto stand bald auf 10%. Deutschland wurde mit in den Strudel hineingezogen und Hamburg besonders litt schwer. Auch Frankreich erlebte einen Diskontosatz von 10%.

Kein typischeres Beispiel für die Theorie, die wir oben entwickelt haben, als die Zeit von 1857 bis 1864. Denn gerade hier zeigt es sich, dass eine Krisis nicht einer Missernte oder eines grossen Krieges wegen entsteht, sondern lediglich in der menschlichen Natur begründet ist, die sich ja immer wieder der Spekulation in die Arme wirft und die Anspannung des Kredits übertreibt. Der Krieg, den Frankreich mit Italien führte, verursachte ihm in der Tat durchaus keine Störungen. Auch der Ausbruch des Sezessionskrieges, der eigentlich ins Frühjahr 1861 fällt, brachte in Europa vorläufig nur eine momentane Störung der Geschäftslage, ohne dass ernstlich von einer Krisis die Rede war. Die Hochkonjunktur dauerte ohne Unterbruch bis 1864. Da erst zeigten sich fatale Konsequenzen, weil die Baumwolle aus den Südstaaten des Krieges wegen gänzlich ausblieb. Das verursachte in der Folge eine sehr ernsthafte Krise, indem die Baumwollpreise um volle 100%, vielleicht noch mehr in die Höhe schnellten. Jeder Preis wurde bezahlt und die Spekulation trieb die unsinnig-

sten Blüten. Denn die Industrie bedurfte des Rohmaterials, um die Kunden zu behalten und die Arbeiter zu beschäftigen. Der Baumwollimport nach Europa ging während des Krieges auf die Hälfte zurück; die Preise waren schon bei Ausbruch der Feindseligkeiten aufs doppelte gestiegen. Die ersten Friedensnachrichten aus den Vereinigten Staaten wirkten dann als der Funke, der die zu stark geladene Mine zur Explosion brachte. Der Diskonto hatte Ende 1864 in England auf 9% gebracht werden müssen, und nun begannen sich die ersten Anzeichen eines grossen Krachs auf allen Handelsplätzen der Welt zu zeigen. Der Höhepunkt der Krisis schien lange stationär bleiben zu wollen, da man nach Beginn der Liquidation auf eine allzurasche Erholung gehofft hatte; eine Illusion, die teuer bezahlt werden musste. Besonders England kam erst wieder 1866 in normale Geschäftslage; man hatte gehofft, den Ausbau der Eisenbahnen sofort wieder an Hand nehmen zu können, ohne zu bedenken, dass nach der Krises eine längere Zeit der Ruhe eintreten müsse. Das Falliment des grossen Bankhauses Overend Gurney fiel als letzter Tropfen ins übervolle Gefäss. Der Schlag war schwer. Der Black friday im Mai 1866 — also auch hier wieder stand man neun Jahre nach der letzten Krisis (1857) beim Kulminationspunkt — ist in den Annalen der Londoner Börse noch heute lebendig. Nochmals musste die Peelakte aufgehoben werden und der Diskonto blieb während dreier Monate auf 10%.

Ein neuer Beweis für die geringe Bedeutung äusserer Umstände zur Herbeiführung einer Krisis ist der deutsch-französische Krieg, der in einem Moment ausbrach, da die Liquidation der vorausgegangenen Krisis restlos durchgeführt war. Daher vermochte er keine allgemeine Krisis herbeizuführen; in Frankreich allein lagen alle Geschäfte darnieder. Er brachte im Gegenteil eine solche Zunahme des Konsums in den andern Ländern mit sich, dass nach 1871 der Aufschwung kräftig einsetzte und die Banken durch die Vermittlung grosser Anleihen und die Gründung von Aktiengesellschaften schöne Tage hatten. Deutschland stiegen besonders die fünf Milliarden Kriegsentschädigung zu Kopf. Alle Warenpreise bewegten sich rasch aufwärts, so dass beispielsweise Eisen im Jahre 1871 den doppelten Preis von 1867 erreichte; auch die Kohlenpreise stiegen um 100%. In Österreich wurden

in einem Quartal über 700 Millionen neuer Anlagewerte auf den Markt geworfen.

Von diesem Lande sollte aber auch das Signal zur Krisis ausgehen. Wie in mehreren früheren Fällen, besonders anno 1864, entstand die Krisis von 1873, die also wieder nach einer Pause von neun Jahren folgte, eigentlich in zwei Malen. Im allgemeinen beginnt eine Krisis in dem Staate, der den direkten Anlass dazu gibt, und setzt mit erneuter Wucht in demjenigen ein, der nach ihm die schwierigste Position hat. In Wien trat die Krisis im Mai 1872 ein; die Vereinigten Staaten verschlimmerten sie im Herbst.

Bei dieser Gelegenheit wurde zum erstenmal die Anwendung einer praktischen Erfahrung auf die Zukunft versucht. Wenigstens scheint es, als ob man sich besonders in England von da an darüber klar geworden sei, dass es sich nicht mehr darum handeln könne, durch gesetzgeberische Massnahmen den Krisen zu begegnen (dadurch zum Beispiel, dass die Zirkulation der Banknoten reduziert werde); sondern, dass es unerlässlich sei, ausschliesslich und rechtzeitig auf den Kredit zu wirken. Dieser soll sich stets der Situation anpassen. Dafür gibt es nur ein Mittel: die Regulierung des Diskontosatzes. Alles dreht sich darum, dass diese Regulierung zur richtigen Zeit vorgenommen werde. Man darf heute der Bank von England das Zeugnis ausstellen, dass sie sich die Erfahrungen der vergangenen Krisen zunutze gemacht hat, und man muss feststellen, dass sie dadurch der auch Europa drohenden Krisis von 1907/08 die schärfste Spitze hat nehmen können. Je mehr in den übrigen Ländern Europas diese Praxis angewendet wird (man darf sagen, dass wir heute auf dem besten Wege dazu sind), desto eher darf man annehmen dass, sich die Intensität der Krisen, wie wir ja heute schon sehen, verringern wird. Vielleicht darf man hoffen, dass sie in späterer Zeit für die Gesamtheit, namentlich für den Nichtfinanzmann, kaum noch spürbar sein werden.

Wiederum nach neun Jahren setzte eine allgemeine Krisis ein; diesmal zuerst in Frankreich; die Übertreibungen, die der Gründung der Union générale folgten, hatten zum Krach geführt. Juglar, den wir oben erwähnt haben, konnte schon drei Monate vorher, im November 1881, an Hand des Wechselportefeuilles

der Bank von Frankreich, den Krach voraussagen. Aber er prophezeite auch wieder inmitten der allgemeinen Zerknirschung, dass die aufsteigende Linie wieder aufgenommen werde. Auch der Krach von 1891, der von Argentinien ausging und in der Geschichte den Namen Baring trägt, konnte an Hand der Diagramme Juglars vorausgesehen werden, sowie auch die Wiederherstellung des normalen Geschäftsganges im Jahre 1895.

Es hatte wieder wie gewöhnlich neun Jahre gedauert, bis sich die letzte Krisis ausgeebnet hatte. Und ebenso viel Zeit entschwand, bis 1900 eine neue eintrat, die noch jedermann in frischer Erinnerung ist. Und es hat auch den Anschein, dass die Zeit der Liquidation, die wir heute erleben, ihren Höhepunkt im Jahre 1909 erreiche; das heisst, dass erst dann die aufsteigende Linie wieder einsetzen werde.

Die periodische Wiederkehr der grossen, allgemeinen Geschäftskrisen nach einem Kreislauf von neun Jahren ist also eine durch reiches Beweismaterial gestützte Tatsache. Eine andere Begründung für diese Frist kann, wie gesagt, nicht beigebracht werden als eine solche, die sich auf die Psychologie der Massen stützt. Neun Jahre sind also die Zeit, deren man bedarf, um sich von Schicksalschlägen zu erholen und sich in Sicherheit zu wiegen; die Zeit zu vergesen, dass es Krisen gab und immer welche geben wird. Es ist von unermesslichem Wert, dass wir das Eintreten einer Krises, das früher völlig unberechenbar schien, mit ziemlicher Sicherheit ermitteln können. Auf subjektives Empfinden ist ja hier kein Verlass. Denn wer vor Unternehmungslust fiebert, sieht stets die schlechte Zeit in blauer Ferne, und der Vorsichtige wittert immer und überall Rückfälle und Zusammenbrüche.

Es frägt sich nun, ob die Krisen einer Modeindustrie so unberechenbar sind, wie es Herr A. Schaeffer ausspricht. Gewiss gibt es hier Krisen, die lediglich von einer Laune des Geschmacks abhängen. Aber das sind in der Regel die unbedeutenderen; denn oft wird man sich dem Geschmack anpassen können. Die grossen Krisen in den Luxusindustrien fallen aber stets mit den allgemeinen Geschäftskrisen zusammen; hängen doch Mode und Luxus direkt von der Lage der Weltfinanz ab. In kritischer Zeit spart man wo man kann; also am Luxus, an der Toilette der Damen zum Beispiel; da darf nicht mehr mit Seide und mit

Stickereien Verschwendung getrieben werden. Und darunter leiden natürlich unsere Modeindustrien. Als beweiskräftiges Beispiel sei die momentane amerikanische Krisis genannt, der zufolge unsere Seiden- und Stickerei-Industrie nicht auf Rosen gebettet sind.

Gewiss, Krisen sind unvermeidlich. Aber die historischen Studien, deren Gang wir gefolgt sind, geben uns die Mittel an die Hand, eine Krisis zu erkennen, vor sie eingesetzt hat, und sie durch rechtzeitiges Zurückschrauben der industriellen Produktion und dadurch des Geldbedarfs so stark abzuschwächen, dass sie keine allgemeine Kalamität mehr bedeutet. Das soll aber auch dazu führen, auf Mittel und Wege zu sinnen, den Arbeitnehmer bei schlechtem Geschäftsgang vor der Not zu schützen und ihn seiner Arbeit für die gute Zeit zu bewahren; sei es nun durch Krisen- und Hilfskassen, sei es auf anderem Wege.

BELLIKON. HENRY HEER.

□□□

REGIONALE ODER SCHWEIZERISCHE EISENBAHNPOLITIK?

(Schluss.)

Eine ganz ähnliche Frage wird im Westen des Landes durch das Münster-Grenchen-Projekt gestellt, nämlich die Frage: wieviel Verkehr kann und muss wiederum die Linie Basel-Chiasso der Lötschberg-Unternehmung von Delle an abgeben? Die Berner sind in ihren Ansprüchen nicht minder kategorisch und regional gesinnt als die Ostschweizer und speziell die Graubündner. Nur haben die Ostschweizer einen bedeutsamen Rechtstitel vor der Westschweiz voraus, nämlich den Artikel 49 des Rückkaufsgesetzes, der bestimmt, dass der Bund die Ostalpenbahn in derselben Weise zu unterstützen habe, wie den Bau des Simplontunnels. Es ist kein Zweifel: wenn man von einem Anspruch auf Ableitung des überflüssigen Verkehrs der Linie Basel-Chiasso reden will, so hat die Ostschweiz den ersten Anspruch, und es wäre ein Unrecht, zuerst einen Teil des Verkehrs auf die Lötschberglinie abzuleiten und dann der Ostschweiz zu sagen: euch vermögen wir jetzt nichts mehr zu bieten, wir sind erschöpft. Es gibt nach